

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgebühren.

Redaktion: Tauscher Str. 10/21.  
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.  
Telephon 3721.  
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5-spaltige Zeile ober deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 10/21. — Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

## Kunst und Staat.

\* Leipzig, 28. Januar.

Aus kaiserlichem Munde hat man in diesen Tagen Worte über künstlerische Bestrebungen vernommen, die noch lange den Gegenstand öffentlicher Diskussionen bilden werden. Bei der Bedeutsamkeit des Verhältnisses von Kunst und Staat ist es selbstverständlich von hohem Interesse, welchen Anschauungen in Bezug auf die Pflege künstlerischen Geistes ein Staatsoberhaupt zugethan ist. Es ist von dieser Seite gesagt worden, Deutschland sei heute in der Lage, mehr zu thun für seine Kunst, als früher, und es werde eine Zeit kommen, da jeder Gegenstand des täglichen Lebens ein Kunstwerk sein werde.

Nun, niemand könnte einen neuen künstlerischen Aufschwung, vom Staate gefördert, freudiger begrüßen, als wir. Aber wir halten einen solchen nur für möglich unter gewissen Grundbedingungen.

Eine erfolgreiche künstlerische Entfaltung bedarf vor allem der Freiheit. Der berühmte Kunstkritiker Ludwig Pfau hat darüber in seinen geistvollen freien Studien tiefgehende Untersuchungen angestellt und ist zu dem Ergebnis gekommen, daß im allgemeinen die höchste Kunstblüte in demokratischen Gemeinwesen erreicht worden ist. Er beruft sich zum Beweise dafür auf das alte Hellas und auf die mittelalterlichen Städtepublikan Italiens und Deutschlands. Man wird gegen diese Auffassung nicht viel einwenden können. Die Freiheit liegt in jenen Gemeinwesen dem künstlerischen Genius die Schwingen, mit denen er zur Sonnenhöhe emporstrebte.

Wenn aber von Staats wegen der künstlerischen Entfaltung „feste Grenzen“ gezogen werden sollen, so wird ein Gegensatz zwischen der offiziellen und der freien Kunst entstehen; denn nur die offizielle Kunst wird diese Grenzen innehalten. Die freie Kunst wird stets bestrebt sein, über diese Grenzen hinaus vorzuschreiten. Der dadurch entstehende Kampf wird gewöhnlich nicht zum Vorteil der offiziellen Kunst ausfallen.

Aber außer der Freiheit des künstlerischen Schaffens ist für eine Kunstblüte und für die Herbeiführung künstlerischen Verständnisses in weiten Kreisen auch noch etwas anderes erforderlich — die entsprechende gesellschaftliche, sozialökonomische Basis, auf der sich solches gestalten kann.

Nur durch das Morgenthor des Schönen, Drangst Du in der Erkenntnis Land,

sagte Friedrich Schiller. Die französische Revolution hatte bei ihm und seinem großen Freunde Goethe keine Sympathie gefunden, und die beiden leitenden Geister des klassischen

Zeitalters hatten sich in den Gedanken hineingelebt, daß es nicht politischer und sozialer Umgestaltungen bedürfe, um ihr Volk zu heben, sondern daß die Erziehung zum Verständnis für das Schöne, die ästhetische Ausbildung der Deutschen der Weg sei, der zur Freiheit führe. Daher die Ansehung der beiden an das klassische Hellas und der Versuch, in Deutschland dafür ein allgemeines Verständnis herbeizuführen.

Die historischen Thatfachen bewiesen freilich, daß das erste Bedürfnis des deutschen Volkes nicht die Aesthetik, sondern die Befreiung aus seinem politischen und sozialen Elend war. Die Heroen von Weimar vergaßen, daß die griechische Demokratie, welche eine so hohe Kunstblüte schuf, eine Gemeinschaft freier und stolzer Bürger war. Diese Gemeinschaft beruhte allerdings auf Sklavenarbeit, und so wenig die Kunstblüte im alten Hellas das Los des Sklaven verbessern und die furchtbare Klassenberchenschaft mildern konnte, so wenig hätte die Aesthetik von Schiller und Goethe die im tiefsten Elend schmachtende Volksmasse der Deutschen ihrer Zeit frei machen können.

Ein gedankenreicher Schriftsteller weist darauf hin, daß die hellenischen Götter Gerätschaften besaßen, die alle Arbeiten von selbst ohne Mitwirkung einer Hand besorgten. Er sieht darin eine Vorahnung des Maschinenwesens, das nach und nach dem Menschen die zu seiner Erhaltung notwendigen Verrichtungen bis auf ein Minimum abnehmen und ihm so die Zeit zu einer höheren geistigen Entfaltung gewähren wird, wie sie den herrschenden Klassen der Hellenen durch die Sklavenarbeit gewährt war.

Aber wie weit sind wir noch davon entfernt? In diesen Tagen war anläßlich bekannter Feierlichkeiten in Hunderten von Blättern zu lesen, was wir nach den Wünschen der herrschenden Klassen in Deutschland alles brauchen. Wir, sagte die patriotische Presse, brauchen eine starke Kriegsmarine, wir brauchen eine koloniale Entwicklung. Sechzig Millionen Deutsche werden wir binnen kurzem im deutschen Reich zählen, zwanzig Millionen Deutsche und mehr leben im Auslande und darauf will man die Weltmacht gegründet wissen, welche Deutschland zu einer Größe emporheben soll, die es bisher nie besaßen.

Aber „wir“ haben uns selbst überhäuft. Die Weltmacht ist zu teuer für Deutschland. Wenn man das Gesamtvermögen der einzelnen Länder auf den Kopf berechnet, so tritt Deutschland erst an die vierte, beim beweglichen Vermögen sogar erst an die fünfte Stelle. Ruher dem Italiener ist der Deutsche durchschnittlich am meisten mit Staatsabgaben belastet. Die deutsche Industrie hat riesige Erfolge auf dem Weltmarkt aufzuweisen. Aber die goldenen Früchte einer ungeheuren Arbeit sind wenigen in den Schoß gefallen; die große Masse hat einen immer schwierigeren

Kampf um das Dasein zu bestehen und das Verhältnis von Arbeitslöhnen und Lebensmittelpreisen wird immer schlimmer. Dazu die Industriekrisis und die Bestrebungen der Agrarier. Seit zwanzig Jahren sucht diese Richtung die Preise der Lebensmittel in die Höhe zu treiben, und zwar gerade derjenigen, auf welche das Volk in seiner Masse am wenigsten verzichten kann; seit zwanzig Jahren findet ein ununterbrochener Kampf um die Nahrungsmittel statt. Die steigenden Auflagen haben Verwirrung in die Finanzen gebracht und es ist von neuen Steuern die Rede.

Man wird zugeben, daß eine solche Zeit eine neue Kunstblüte schwerlich schaffen kann, und man wird auch zugeben, daß das Volk unter solchen Umständen förmlich mit Gewalt dazu gedrängt wird, sein Augenmerk in erster Linie auf seine materiellen, leiblichen Bedürfnisse zu richten. Wenn trotzdem unter den Klassenbewußten deutschen Arbeitern ein so lebendiger und kaum zu befriedigender Drang nach geistiger Ausbildung, nach Aneignung von Wissen und damit verbunden auch ein weitgehendes Interesse für das Kunstleben besteht, so ist das eben ein Beweis für das vortreffliche und nahezu unverwundliche Naturell unseres Volkes. Ach, wäre es nur so weit, daß man unserem Volke mehr Zeit gewähren würde, um sein geistiges Leben zu erweitern und zu vertiefen, seinem Bildungsbedürfnis mehr Befriedigung zu verschaffen. Aber da ist ja die nimmermüde Konkurrenz der Kapitalisten, welche die Besten der Arbeitskräfte tagaus, tagein ununterbrochen in den Schraubstock der Erwerbsarbeit drängt und sie erst ermüdet und abgeradert zu den spärlichen Genüssen des Geistes, die ihm zugemessen, noch gelangen läßt.

Die Aufgaben eines Staats, der mitwirken will, im Volke Verständnis und Interesse für die Kunst und ihre Schöpfungen zu erwecken und zu fördern, ergeben sich aus den geschilderten Umständen von selbst. Aber so viel guter Wille auch bei dem einzelnen, und sei er noch so mächtig, vorhanden sein mag — zu ihrer vollen und ganzen Bedeutung kann die Kunst erst wieder gelangen, wenn eine sichere Basis geschaffen ist für eine höhere soziale Ordnung, wenn die mechanischen Kräfte nicht mehr der Vereinerlichung Einzelner, sondern nur dem Interesse der Gesamtheit dienen und damit den Kampf ums Dasein erleichtern, statt ihn wie heute zu erschweren. Dann erst, wenn die Geisten von Millionen nicht mehr im mühsamen Erwerb vollkommen aufgeht, sondern auch Zeit zur Förderung geistiger Interessen bleibt; wenn die Ernährung aller ausreichend ist, um jeden mit Lust und Liebe an die Weiterbildung seines geistigen Lebens herangehen zu lassen — dann wird künstlerisches Empfinden das ganze Volksleben durchdringen und neu gestalten können.

## Seuiletton.

Wochenschrift verboten.

### Die leibhaftige Bosheit.

Roman von Gustav Wied.

Einzig berechnigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Auf dem Kieswege hinter der Kapelle wurden schwere, knirschende Schritte hörbar. Und der Totengräber kam um die Ecke.

„Es soll jetzt geschlossen werden,“ sagte er. „Darf ich Sie ersuchen, den Friedhof zu verlassen?“

Fräulein Nejerens wand sich, um los zu kommen. Manuel aber hielt sie fest.

Der Totengräber trat näher heran.

„Was geht hier vor sich?“ fragte er. Und als er die beiden erkannt hatte, fuhr er fort: „Aber sind Sie denn von Sinnen, Thomsen?“

„Das Fräulein hat alle diese Rosen gestohlen!“

„Sind Sie verrückt, Thomsen? Lassen Sie sie los!“

Manuel gab seine Beute frei, und die Waldhornistin verschwand im selben Augenblick zwischen den Gräbern.

„Sehen Sie, alle diese Rosen!“

„Ja, ja!“ sagte der alte Totengräber und schüttelte den Kopf. Er war weißhaarig und weißbärtig und kannte die Welt.

„Hat sie Erlaubnis dazu?“

„Bewahre hat sie Erlaubnis dazu, bewahre —“

„Das ist Grabshändlung!“

„Ja, das ist es! Das ist es!“

„Und darauf steht Strafe!“

„Freilich, ja, es steht Strafe darauf! — — — Wehen Sie aber jetzt, lieber Thomsen! Es soll geschlossen werden!“

Manuel starrte den Totengräber wie eine Erscheinung an.

„Dürfen die denn hier drinnen stehen?“ fragte er.

„Nein, bewahre! Natürlich dürfen sie das nicht!“

sagte der Alte und schüttelte von neuem den Kopf. —

„Bewahre, dürfen sie das! Aber — — — (hier beugte er sich zu dem pflichteifrigen Manuel herab, und seine Stimme ward flüsternd vertraulich) — — — aber sie thun es ja alle zusammen, lieber Thomsen; alle Damen, namentlich die alten Fräuleins. Daher müßt es auch nicht, so eine Sache aufzuwählen. — — — Helfen Sie mir jetzt, die Blumen aufzusammeln, und nehmen Sie Ihrer Mutter eine Handvoll davon mit. Dann nehme ich den Rest für meine Frau mit, und damit hat die Sache ein Ende!“

Und Manuel krümmte seinen Rücken, sammelte sich eine Handvoll Rosen auf, barg sie an seiner Brust, knöpfte den Rock sorgfältig darüber zu und entfernte sich.

Es war im September. Und im Städtchen fand der alljährliche Herbstmarkt statt.

Flaggen und Wimpel aus allen Ländern und Reichen der Erde flatterten im Winde. Die Südstraße und der Marktplatz waren ein völliges Sammelsurium, halb Industrieausstellung, halb Lingeltangel. In den Bürgersteigen entlang waren Krambuden errichtet; und der Marktplatz zu Füßen der weißen Kirche war mit Zelten bedeckt, in denen die unglaublichsten Sehenswürdigkeiten vorgezeigt wurden: felle Damen — Magere Männer — Räder mit sechs Reinen — Berg-

freier — Meerjungfrauen — Präsident Carnots Mörder — Und „zwei“ Zwillinge in Spiritus.

Invaliden mit Leierkasten durchzogen die Stadt. Jeder spielte seine Melodien. Und wenn sie sich begegneten, blieben sie stehen, spielten drauf los, schrieen gegeneinander auf und bedrohten sich gegenseitig mit den Heberresten ihrer Geleier.

Seit dem frühen Morgen kamen die Bauern in die Stadt gerollt. Und der ganze Ort roch nach Klaufröcken und ff Portorico!

Auf dem Markt, vor einer Fünfzig-Dere-Bude stand Mutter Stavens Bruder, Jakob Henriksen, der Küster aus Gråsted mit seiner Tochter Wulfbine. Der Vater wollte der Tochter eine Marktgabe spenden, aber angesichts aller dieser Herrlichkeiten war es unmöglich, zu einem Entschluß zu gelangen.

Wulfbinens kleine Mäuseaugen verschlangen die Gegenstände, die vor ihr auf dem Tisch der Bude standen. Sie war nicht im stande, einen Entschluß zu fassen! Bald hatte sie die größte Lust zu einem muschelbellebten Nahlkasten, bald zu einem sammetüberzogenen Photographierahmen und dann wieder zu einem „echten“ chinesischen Fächer mit einem spanischen Stiergefecht!

„Nun, Dine,“ sagte der Küster, — „was soll es denn sein?“

Dine lächelte von einem Ohr zum andern und klappte im Rücken zusammen. Sie war so schrecklich genierlich, das Kind, und versank bei der geringsten Veranlassung in den Erdboden.

„Ich weiß es wirklich nicht,“ sagte sie und erödete und wand sich — „es ist ja alles so reizend!“

„Wollen wir den Nahlkasten nehmen?“

„Gehört eine Nadeldose dazu?“